

Flegeljahre

- Mehr Glück als Verstand -



Irgendwann fängt alles an. Irgendwann trifft dich das Schicksal mit seinem giftigen Pfeil und du wirst Kletterer. Ob das Glück oder Pech ist, sei erstmal dahingestellt, auf jeden Fall bringt es jede Menge Schwierigkeiten mit sich. Aber es hätte dich ja auch schlimmer treffen können. Du hättest Fußballer werden können, mit Vokuhilafrisur, immer unterwegs im großen Rechteck. Und der Mittelpunkt deines Handelns wäre der Ball geworden, jenes Spielzeug, mit dem bereits kleine Kinder gern spielen.

Im allerschlimmsten Fall hätte sich deine Begeisterung sogar auf Autos richten können und du hättest deine ganze Freizeit damit zugebracht, unter deiner öligen Kiste zu liegen, teure Teile zu besorgen und dich allabendlich mit deinen Kumpels an der Tanke zu treffen.

Aber irgendwie scheint es biografische Gründe zu geben, dass man eben Kletterer wird, wenn man Kletterer werden muss. Es geht meistens nicht schlagartig, sondern schrittweise, man wächst hinein in die Kultur, oder sagen wir beim Klettern lieber in die Subkultur.

Wenn ich mich recht entsinne, waren wir schon ein kleines bisschen Kletterer, bevor wir je die ersten Griffe angefasst hatten oder der erste richtige Gipfel erklommen war. Jörn und ich, wir waren viel durch

Lappland gewandert, weglos, je wilder, desto besser. Die Elche waren die Gäste am Feuer und Menschen bekamen wir wochenlang nicht zu Gesicht. Aber die Idee war dem Klettern sehr ähnlich, es war die Idee, sich selbst zu überwinden und Abenteuer zu suchen und zu finden. Es war die Idee, sich der Welt auszusetzen. Es war die Idee, eins zu sein mit der Landschaft und der blanken Natur um uns herum.

Und um dem ganzen Nachdruck zu verleihen, hatten wir unsere ganz besonderen Regeln. Wir durften während der Wochen im Wald keine Zähne putzen, auch das T-Shirt wechseln war tabu (und ohnehin nicht möglich, da es gar keinen Ersatz gab), und gepinkelt wurde, wo man musste, nicht etwa hinter einem Baum. Im Ernstfall sogar während des Wanderns. Heute muss ich da leicht schmunzeln, aber damals mit 17 war es uns ernst und wehe du hast dich beim Zähneputzen erwischen lassen. Und so ganz neben der Tatsache, dass wir uns mit der Natur verbünden wollten, hielten wir der Gesellschaft den Mittelfinger ausgestreckt entgegen. Hätten wir damals schon mp3-Player gehabt, wir hätten den ganzen Tag die Skeptiker gehört und hätten mitten im Wald laut mitgebrüllt „Sauerei!“

So, ich denke in jenen Reisen nördlich des Polarkreises keimte die Klettererwerdung in uns. Wir waren schmutzig, ein bisschen anarchistisch und vor allem hungrig nach Abenteuern, wie die Wölfe nach einem knackigen Lamm.

Der nächste Schritt war logisch, wir wollten wieder nach Skandinavien, aber diesmal mit Bergbesteigung. Der höchste Gipfel war unser Ziel und Winter die auserkorene Jahreszeit. Das ganze ohne die geringste Erfahrung, zu zweit, nur mit Jörn und mit sage und schreibe 120 Kilo Gepäck. Ja das bietet Stoff für ein paar schreibenswerte Zeilen.

Wir wollten zwei Wochen im Jotunheimen verbringen, zünftig mit Zelt, Gepäckschlitten und einer schönen Rundtour. Dass Ende Dezember in dieser Gegend nur sechs Stunden Tageslicht zu erwarten waren, kümmerte uns nicht. Wir stiegen also mit unseren 120 Kilo aus dem Zug und erstarrten vor Kälte. Minus 30 Grad zeigte das Ther-

rometer, der Fotoapparat versagte bereits nach fünf Minuten irreparabel und an eine zweiwöchige Tour war im Handumdrehen schon wegen unserer Kunstfaserschlafsäcke nicht mehr zu denken. Wir verbrachten trotzdem die erste Nacht im Zelt. Die Nudeln waren gefroren, noch ehe sie kochen konnten, jeder Handgriff war eine Qual und am Morgen war das Zelt innen gepanzert mit zentimeterdickem Eis. Aber von unserem Ziel kamen wir nicht ab, das ist der Bonus der Naivität, das ist der Vorteil der Jugend, das große Plus der Flegeljahre. Man will trotzdem!

Wir suchten uns also ein Zimmer auf einer Ziegenfarm und schmiedeten Pläne. Wir unternahmen kurze Erkundungstouren, aber der Berg war unerreichbar weit entfernt. Es stürmte viel, die Kälte hielt sich und das Tageslicht reichte gerade einmal zum Schuhe anziehen, Rausgehen, Pinkeln und zurück. Was also tun? Am meisten Angst hatten wir vor der Kälte. Aber ohne eine Zwischenübernachtung war der Gipfel unmöglich. Schließlich rangen wir uns durch, die neuen und unbenutzten Steigeisen, das nagelneue Seil und die ebenfalls neuen Eispickel in der Ferienwohnung zu lassen und stattdessen jegliche Kleidung, alle Kocher, die Benzinlaterne (zum Heizen) und literweise Brennstoff einzupacken. Und siehe da, unser Plan ging auf. Zwar liefen wir unangeseilt über die Gletscher und ohne Steigeisen über windverpresste Hänge, aber wir erreichten den Gipfel nach einer Nacht in einer Bretterbude neben der Juvashütte bei makellosem, arktischen Wetter. Tiefblau leuchtete der Himmel und 500 Meter unter uns bedeckte eine geschlossene Wolkendecke das ganze Land, durch die nur eine Handvoll Gipfel ragte. Es sah aus wie in den Büchern.

Wenn dieser Moment nicht so unübertrefflich schön gewesen wäre, wäre vielleicht alles noch anders gekommen, aber so wie es jetzt war, war es zu spät. Diese Freiheit hier oben hatte sich tief in die Seele gefressen. Es war die Freiheit des puren Lebens, keine leichte Freiheit, aber die schlichteste und schönste Freiheit, die es gibt.

Ein paar Monate später waren wir das erste Mal richtig in den Alpen. Zu jener Zeit glaubten wir noch, ein Berg sei umso wertvoller, je höher er ist. Der Mont Blanc war uns dann aber doch irgendwie zu heilig, also fuhren wir zum Monte Rosa, dem zweithöchsten. Wir hatten Tourenski dabei, aber nicht die geringste Ahnung mit ihnen umzugehen. Das Aufsteigen war noch zu lernen, aber die Abfahrten im freien Gelände waren einfach unmachbar, wir haben unsere Skier also einfach durch den hüfttiefen Schnee bergab getragen. Die Motivation war da, das kann man nicht leugnen, nicht zuletzt weil wir trotz unserer schildbürgerartigen Vorgehensweise am Gipfeltag am höchsten kamen. Bei 4200 Metern war aber dann endgültig Schluss. Bis dahin waren längst alle anderen Skitourengeher umgekehrt, wegen schlechten Wetters, wegen fehlender Spur, wegen Orientierungsproblemen und vielleicht auch wegen der Lawinensituation. Wir wussten es nicht, wir hatten keinerlei Ahnung von diesen Dingen.

Diese Tour endete aber aus einem anderen Grund in einem Fiasko. Wir wollten einen Umweg über den Stockhornpass zurück ins Tal nehmen und hatten uns dabei total verkalkuliert. Wir fanden kaum den Abstieg über den Gletscher und erreichten Zermatt als absolute Wracks, verbrannt, ausgemergelt und verschlissen, beinahe wie damals der Hermann Buhl am Nanga Parbat. So verschlissen, dass wir auf offener Straße das Angebot bekamen, eine Ferienwohnung zu beziehen, um uns dort solange wir es wollten erholen zu können. Kostenlos! Wir schlugen es nicht aus.

Die Berge brauchten uns also nicht, es war wirklich so! Die Berge selbst sind kalt, sie interessieren sich nicht im Geringsten für das, was wir dort wollen. Sie sind einfach da, weiter nichts. Aber sie sind vor allem in Mitteleuropa die einzigen Plätze, an denen man für sich sein kann. Das muss man sich mal vorstellen, es sind die einzigen Plätze, an denen Gesetze nicht wirklich spürbar sind. Je höher und je kälter, desto gesetzloser. Das machte den Reiz aus!

Du wirst geboren und wirst von einer Kinderuntersuchung zur nächsten geschickt, dann gehst du jeden Tag in die Schule. Frag dich

mal selbst, wann war eigentlich der erste Tag, an dem du keinem Menschen begegnet bist? Bestimmt später, als der erste Sex! Oder vielleicht bis heute noch nie?

Die Berge können schrecklich sein, aber sie sind eine Insel der Realität. Ein Platz, an dem nichts verfälscht ist und wo die Naturgesetze noch zählen. Und ohne Erfahrung und Verstand war hier weder etwas zu holen, noch auf Dauer zu überleben. Es nützt keine Versicherung, kein Geld und auch kein gutes Elternhaus. Es nützen nur der Respekt und die wachen Augen.

Die Berge sind ein Platz, ganz nah am Tod aber dadurch mitten im Leben.

Auch unsere ersten Kletterversuche in den Felsen des Elbsandsteingebirges waren nicht gerade ungefährlich, zwar waren die Wege leicht, aber die Sicherungsmethoden dafür echt die Härte. Wir schnallten uns schwedische Ledergürtel um die Brust und banden uns in eine Sechs-Millimeter-Reepschnur ein. Abgeseilt wurde mit den bloßen Händen. Und der erste Sturz ließ auch nicht lange auf sich warten. Jörn verwechselte einen bedeutenden Gipfel schlicht mit einem moosigen Massivfelsen, stieg ein, merkte irgendwann, dass für die angegebene Schwierigkeit nichts zu holen war und rutschte ab. Er hatte eine fadenscheinige Zwischensicherung gelegt, die ihn einen halben Meter über dem Boden fing. Er schwebte mit dem Rücken wenige Zentimeter über einem abgebrochenen Baumstumpf. Mehr Glück als Verstand!

Auch bei unserer nächsten großen Reise war dieses Motto Programm. Wir hatten jetzt Führerscheine, Jörn seit zwei Monaten, ich seit zwei Tagen. Jörn kaufte einen 4-Gang-Passat für 1500 Mark und wir fixierten unsere Pläne auf ein paar Berge in den 2000 Kilometer entfernten Pyrenäen. Es war der erste Weihnachtsfeiertag, wir steckten Crustcore Tapes ins Radio und trieben den Passat an seine Grenzen. Wir bewältigten die gesamte Strecke durch Frankreich auf Landstraßen, wobei die Motorleistung und der Verkehr - nicht aber die Ver-

kehrregeln - die begrenzenden Parameter darstellten. Wie ich mich erinnere, waren mindestens drei oder vier Fahrsequenzen (vor allem Überholmanöver) so entscheidend knapp, dass wir kurz anhalten mussten, um uns zu sammeln und die Strategie zu überdenken, was aber nichts half.

In den Pyrenäen selbst war natürlich Winter, auch wenn man beim Begriff Pyrenäen eher mediterrane Vorstellungen entwickelt. Der Schnee lag genauso hoch wie in den Alpen und war ebenso gefährlich. Für uns waren Knallgeräusche im Schnee immer Setzungsgeräusche und das konnte ja nichts Schlechtes sein. Auch Verschüttetensuchgeräte waren uns fremd, genau so wie Schaufel oder Sonde. Mit wenig Wissen macht man sich eben wenig Sorgen. Immerhin erzwangen wir den Pic du Midi du Ossau im Sturm, doch alle weiteren Versuche an anderen Bergen wurden eiskalt abgewürgt. Aber auch in den Pyrenäen wurden wir von den Menschen eingeladen. Es war ein herrliches Landhaus und ein nettes Paar die darin wohnten, der Kühlschrank war voll und wir dachten nicht daran, zu verschwinden. Es kam Sylvester und die beiden drückten uns den Schlüssel in die Hand und meinten nur: „Wir fahren zur Familie, füttert bitte das Pferd, den Hund und die Katzen. Ihr könnt bleiben, solange ihr wollt.“

Uns sollte das noch öfter passieren. Im nächsten Dezember in der Schweiz, wo wir vom Parkplatz im Schneetreiben von einem jungen Mann geholt wurden, der uns bei seinen Eltern einquartierte. Dort spielten wir im Keller mit Waffen. Ein Jahr darauf fing uns im winterlichen Lappland eine Frau schon im Bus ab und erklärte uns, dass sie uns keinesfalls im Zelt schlafen lassen würde. Wir wurden mit Pizza gefüttert und am nächsten Morgen 100 Kilometer zum Ausgangspunkt unserer Tour mit dem PKW gefahren. Der Startpunkt war ein zugefrorener See und der Tag war stürmisch. Im Winter lebten hier gerade eine Handvoll Leute, aber die gute Frau lies nur für uns die Jugendherberge und das Naturkundemuseum aufschließen und wir mussten versprechen, erst am nächsten Tag zu starten.

Wahrscheinlich hatte man uns damals unsere mangelnde Erfahrung angesehen, jedenfalls wurden solche Einladungen seltener, was ich traurig finde.

Es lebe das Törichte, es lebe die Naivität! Sie öffnen Tore.

Wenn ich so zurückdenke, waren unsere Flegeljahre eine glänzende Zeit. Was geht schon über eine fieberhafte Motivation. Man vergisst einfach den Rest der Welt und das Leben ist so herrlich schlicht und federleicht und doch prall gefüllt wie eine Kumuluswolke. Man braucht nichts zu hinterfragen, die Wahrheit liegt offen auf der Hand, der eigene Horizont ist klein, aber riesengroß. Man braucht nicht so etwas wie einen Lebensentwurf oder Zukunftspläne, es ist einfach klar wie Wodka, was der Sinn des Lebens ist. Und auch wenn jetzt manches schwieriger ist und man längst eingesehen hat, dass Klettern nicht alles sein kann, genieße ich die Momente, in denen ich so leicht wie früher, mit der gleichen Engstirnigkeit der Flegeljahre, besessen bin von einer Tour oder einfach vom Draußen sein. Und ich hoffe, dieses Gefühl schleicht sich immer wieder mal vorbei und geht nie endgültig verloren.